

Leitartikel

Helmut Erharder Menschwerden in der Begegnung mit Behinderten

Der Ausdruck „Behinderte“ steht hier für alle Menschen, die in ihren Lebensmöglichkeiten mehr oder weniger stark eingeschränkt sind: nicht nur durch körperliche oder geistige Behinderung irgendwelcher Art, sondern auch durch Krankheit, Altersgebrechlichkeit, Armut, soziale oder rassische Diskriminierung; und nehmen wir die früher weithin rechtlosen Frauen und Kinder dazu, dann haben wir genau die Menschen vor uns, denen sich Jesus besonders zugewendet hat. Und wenn wir dann fragen, wer eigentlich übrigbleibt, wer nicht behindert, diskriminiert oder sonst in seinem Menschsein eingeengt ist, dann könnten wir etwas salopp sagen: die weißen Männer einer intellektuellen Oberschicht.

Diese überzeichnende Schwarzweißmalerei soll uns bewußt machen, wo und wie heute die Unterscheidung zwischen „den Armen“ und „den Reichen“ verläuft, eine Unterscheidung, die in der jesuanischen Botschaft eine große Rolle spielt.

Sicher leben nicht nur viele Männer unserer Leistungsgesellschaft, sondern auch viele Frauen, viele der Großen aus anderen Ländern und Rassen, viele wenig gebildete Höchstverdiener in einem übermäßigen Wohlstand und wissen oft nicht, welche Wünsche sie sich noch erfüllen sollen; sie wollen das Leben genießen und haben für die „Armen“ oft nur Almosen übrig. Und es stellt sich zudem die Frage, welche tiefgreifenden menschlichen Behinderungen gerade ein individualistischer, materialistischer, konsumorientierter Lebensstil mit sich bringt. Dabei geht es nicht darum, diese Menschen anzuklagen. (Abgesehen davon, daß man oft nicht weiß, was der oder die einzelne gerade auch im sozialen Bereich tut, ob er/sie nicht in einer Gruppe mitarbeitet, die Behinderte betreut u. dgl. mehr.)

Bekehrung zum Menschsein . . .

Ich möchte hier nur uns alle – und da eben beispielhaft und zuerst uns „weiße, gebildete, gesunde, nichtbehinderte, gut verdienende Männer“ – zur Umkehr, zur Hinkehr zu den Menschen einladen: daß wir das Menschsein neu lernen, in einem partnerschaftlichen Umgang von Frauen und Männern, Behinderten und Nichtbehinderten, Gesunden und Kranken, Alten und Jungen, Kindern und Erwachsenen, Schwarzen und Weißen, Christen und Nichtchristen; daß wir die Scheu überwinden, die Angst abbauen und den Mut fassen, wie Jesus insbesondere auf den Blinden, den Gelähmten, den geistig Behinderten usw. zuzugehen, ihn zu begrüßen, ihm zu helfen, sich zu

... im Umgang mit
den Behinderten,
den hilfeschuchenden
„Nächsten“

ihm zu setzen, mit ihm zu sprechen, ihn in unsere Gemeinschaft hineinzunehmen. Die vielen biblischen Erzählungen bieten laufend Anregungen, in der Verkündigung zu solcher konkreter Zuwendung aufzurufen.

Es geht dabei nicht nur um die anderen; vielmehr brauchen *wir selbst* diesen Umgang mit Behinderten, Kranken, alten Menschen, dieses zeitaufwendige Spielen mit den Kindern, wir brauchen die Zeit für das Gespräch mit unseren Ehepartnern, mit einem Freund – sonst verlieren wir das Menschsein, die Freude am Kleinen, die Fähigkeit, auf andere einzugehen, einander anzunehmen, zu beschenken, zu lieben.

Wer da in besonderer Weise unser „Nächster“ ist – der uns braucht und den wir brauchen –, das hängt von der konkreten Situation ab, in der wir leben, von besonderen Anrufen, die uns erreichen: das mögen für einen Familienvater für einige Zeit besonders die Kinder sein, die wichtiger sind als die noch nicht gelesene Zeitung, und auch die Frau, die den ganzen Tag nur mit den Kleinen und dem Haushalt zu tun hat, und der es sicher nicht genügt, gemeinsam mit dem Mann am Abend dann vor dem Fernsehapparat zu sitzen; das mag der regelmäßige Besuch bei alten Eltern oder bei anderen alten und kranken Menschen sein, auch wenn eine Fahrt in die Berge zunächst erholsamer erschiene; das mag die Mitarbeit in Gruppen sein, die Angehörigen von Behinderten helfen, die starke Beanspruchung etwas leichter zu ertragen; das mag ein Gespräch sein mit einem Bekannten, der gerade jetzt einen Zuhörer für seine Konflikte und Sorgen oder auch einen guten Rat braucht. Aus solcher Einstellung heraus werden wir dann leichter einsehen, daß es wichtiger ist, wenn ein Behinderter ein gutes Gerät erhält, mit dessen Hilfe er seine Lebensmöglichkeiten etwas erweitern kann, als daß wir uns schon wieder ein neues Auto oder auch nur sündteure Schier anschaffen, um noch ein wenig schneller unterwegs zu sein.

Gerade im Umgang mit Behinderten können wir Menschen der Wohlstands-, Konsum-, Freizeit- und medialen Berieselungsgesellschaft entscheidende Grundfähigkeiten des Menschseins erhalten und wiedergewinnen. So schreibt Frau Görres aus langjähriger Erfahrung mit eigenen behinderten Kindern und mit vielen anderen Behinderten: „Die kindliche Einfalt des geistig Behinderten mit seiner Empfänglichkeit für die einfachen, eindeutigen Gefühle und Äußerungen, mit seiner Arglosigkeit und Unfähigkeit zu Trug und Täuschung kann auch uns wieder helfen, zu jener Schlichtheit und Einfachheit zu finden, die eine kostbare Frucht menschlicher Reife ist.“ In

Einfachheit

Unbefangenheit

Zärtlichkeit

Geduldige
Partnerschaft

Gemeinsamer Einsatz
für die Befreiung von
Vorurteilen und
Diskriminierungen

der Unbefangenheit und Vertrautheit des Umganges mit Behinderten „können sich die vielfältigen Formen menschlichen Kontakts entwickeln, die sich in Blicken und Berührungen, in liebevoll-zärtlichen Gesten, im Lachen und Weinen, auf verbale, aber viel häufiger auf non-verbale Weise äußern“. Und gerade im Umgang mit körperlich oder geistig behinderten Menschen lernen wir, besser auf die äußerst unterschiedlichen Fähigkeiten und Erwartungen von Menschen einzugehen, geduldige Partnerschaft einzuüben und die menschliche Würde jedes Menschen, auch des schwer behinderten, zu achten. (Sicher ist die Mitsprache in Fragen des alltäglichen Lebens sehr von der Schwere der Behinderung und von einer wenigstens in einem gewissen Ausmaß erreichten Reife und Selbstständigkeit abhängig.) – Wenn wir im Umgang mit Behinderten lernen, ihre Wünsche und Meinungen ernst zu nehmen, dann wird uns die Partnerschaft auch mit allen anderen Menschen – im Beruf, in der Familie, in der Gesellschaft, in der Kirche – besser gelingen.

Wie sehr die Behinderten tatsächlich Partner sind, die ihre eigenen Anliegen vertreten und von denen wir auch für bessere Lösungen in anderen Bereichen des menschlichen Lebens viel lernen können, wurde mir besonders deutlich bewußt, als ich vor über zehn Jahren einmal an einem Symposium teilnahm, bei dem es um die gesellschaftliche Integration von Behinderten gegangen ist. Ich war beeindruckt von den Argumenten und Aspekten, die von Behinderten vorgetragen wurden, während die körperlich nicht behinderten Politiker weithin über nichtssagende Phrasen kaum hinauskamen. Es scheint so ähnlich zu sein wie mit der schwarzen Theologie oder überhaupt mit der Theologie der Befreiung: erst als die Schwarzen oder die Bauern und Landarbeiter Lateinamerikas begannen, das Joch der Vorurteile, Diskriminierungen, Ausbeutung in Frage zu stellen und abzuschütteln, begann sich ihre Lage zu ändern. Ähnlich ist die Befreiung aus Minderbewertung und Isolierung zu einem guten Teil auch Sache der Behinderten selbst.

Leider war und ist immer wieder zu hören, daß auch die Kirche viel zu wenig zum Abbau von Vorurteilen, zu echter Anerkennung der menschlichen Würde der Behinderten, zur Integration tue. (Man lese nur die „Wünsche einer Rollstuhlfahrerin an die Kirche“ von Frau Schweizer, den Beitrag von Frau Görres oder die Erwartungen der Mutter eines gehörlosen Buben in diesem Heft.) Wir haben es als Kirche und wir haben es als einzelne Christen weithin versäumt, die behinderten Menschen in unser Leben einzubeziehen. Es ist kein Kompliment für uns,

Ein mühsamer Lernprozeß

wenn wir in den Beiträgen von Betroffenen immer wieder lesen müssen, daß Seelsorger, Religionslehrer, aktive Gemeindemitglieder die Angst und Scheu nicht überwinden, sich für die Fragen der Behinderten wenig interessieren und die tatkräftige Hilfe viel eher außerkirchlichen Gruppen überlassen. Nach all dem, was ich gerade in den letzten Tagen bei Gesprächen über das Thema dieses Schwerpunktheftes an Klagen über das zu geringe Engagement vieler Seelsorger und Gemeinden gehört habe, muß ich an alle Seelsorger appellieren, bei nächster Gelegenheit zum Thema Behinderung zu predigen, zum Kontakt der Gemeinde mit (körperlich wie geistig) Behinderten zu ermutigen, selbst mit gutem Beispiel voranzugehen und alle Gemeindemitglieder für den Umgang mit Behinderten zu sensibilisieren.

Das alles ist sicher ein mühsamer Lernprozeß, bei dem alle Beteiligten – die Nichtbehinderten wie die Behinderten! – viel Angst, Unsicherheit, inneren Widerstand mitbringen und langsam überwinden müssen. Es geht dabei besonders auch darum, daß Behinderte nicht mehr als Objekte der Nichtbehinderten betrachtet werden, sondern als gleichwertige Subjekte. Vielleicht haben hier Rollstuhlfahrer eine gewisse Brückenfunktion, da sie einerseits schwer behindert sind, andererseits ihnen aber nicht die Einschränkungen der geistig Behinderten, der Blinden, Gehörlosen oder Tauben auferlegt sind. Ich selbst wurde z. B. durch Kontakte und Gespräche mit einer querschnittgelähmten Frau ermutigt, meine Unsicherheiten gegenüber Behinderten abzubauen und mich auf sie einzulassen.

Als wir 1977 die Österreichische Pastoraltagung zum Thema „Diakonie der Gemeinde“ vorbereiteten und dabei besonders auch die Probleme der behinderten Menschen beraten wollten, luden wir eine Gruppe junger querschnittgelähmter Burschen ein, mit ihrer Band beim Eröffnungsgottesdienst mitzuwirken und abends ein Jazz- und Rockkonzert zu geben. Obwohl der damalige Bandleader der „Handicaps“ schon einige Erfahrung im Umgang mit nichtbehinderten Menschen hatte, fuhr ich mit großer Angst in jenen Ort, wo die Gruppe regelmäßig übte: Angst davor, wie es mir selbst mit den behinderten Musikern gehen werde, Angst davor, ob ihre Musik gut sein, zum Gottesdienst passen, den Leuten gefallen werde, Angst davor, daß das Mißtrauen zwischen Nichtbehinderten und Behinderten eher verstärkt als abgebaut werden könnte. Nach einem langen Abend mit den jungen Musikern blieb von der ganzen Angst nur mehr die Sorge, ob die ohrenbetäubende Musik dieser Band nicht „piis

auribus offendens“ sei, d. h. den Ohren mancher Teilnehmer wehtun würde. Aber dieses Risiko wollte ich auf mich nehmen. – Und wie mir die Musiker nach dem Konzert sagten, hatten sie noch nie vorher ein solches Echo und ergaben sich nie vorher so gute Gespräche wie nach diesem Konzert.

Eine Aufgabe der
ganzen Kirche

Die Kirche hat die Aufgabe, mit allen ihren Mitteln – Predigt, Religionsunterricht, Erwachsenenbildung, Pfarr- und Bistumsblättern und anderen Zeitschriften, Rundfunk- und Fernsehsendungen, Hirtenbriefen usw. – darauf hinzuwirken, daß es allen Christen und allen Menschen immer selbstverständlicher wird, vor allem auch den behinderten Menschen vorurteilsfrei zu begegnen, sich ihnen zuzuwenden, mit ihnen die Zeit zu teilen, sie in Gruppen und Gemeinschaften hineinzunehmen, soweit dies eben möglich ist, die Angehörigen durch konkrete Mithilfe bei der Betreuung von Behinderten (Freizeitgestaltung u. ä.) zu unterstützen, die eigenen Kinder zum Umgang und Spielen mit den Behinderten und deren Geschwistern anzuregen, Ängste abzubauen. Die Kirche sollte möglichst viele Gruppen und Gemeinschaften aus sich herauswachsen lassen und sich an anderen derartigen Gruppen beteiligen und sie fördern, in denen behinderte und nichtbehinderte Menschen geschwisterlich miteinander umgehen können. Es dürfte eigentlich keinen Christen geben, der nur für seine Arbeit, für sich, seine Vergnügungen, seine Hobbies, seine sportlichen Ambitionen oder auch seine Kulturgenüsse lebt. Jede Frau und jeder Mann, vor allem auch schon Kinder und Jugendliche, sollten an Gruppen teilnehmen, die auf Integration, gegenseitige Stärkung und Förderung sowie auf Hilfe für behinderte, kranke, alte, sozial schwache Menschen usw. ausgerichtet sind. „Unter euch soll es keinen geben . . .“ schreibt der Apostel. Auch hier tut sich manches: so war eine der eindrucksvollsten Ansprachen von Papst Johannes Paul II. während seines Österreich-Besuches die Ansprache im Haus der Barmherzigkeit in Wien; und Frau Görres verweist besonders lobend auf das neue Dokument des Zentralkomitees der deutschen Katholiken.

Keiner von uns hat Gesundheit, Unversehrtheit, Erfolg, Wohlstand usw. auf Dauer gepachtet. Im Umgang mit Behinderten (und allen anderen Armen und Kranken) lernen wir auch darin unser Menschsein besser zu verstehen, daß wir rechtzeitig auf seine Grenzen aufmerksam werden und auf die in dieser Erkenntnis liegenden Möglichkeiten, zu uns selbst zu kommen.